

KAY HOOOPER



BLUT FESSELN

Weltbild

Kay Hooper

Blutfesseln

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Susanne Aeckerle

Weltbild

Er sieht jeden deiner Schritte

Eine grausige Serie scheinbar zufälliger Morde zieht eine blutige Spur durch drei US-Bundesstaaten. In einer verschlafenen Kleinstadt in Tennessee richten Noah Bishop und seine Spezialisten von der Special Crimes Unit ihr Hauptquartier ein. Doch während sie fieberhaft ermitteln und weitere Morde geschehen, wird ihnen klar: Der Killer hat in Wirklichkeit ihr Team im Visier. Special Agent Hollis Templeton mit ihrer unheimlichen Fähigkeit, selbst die bösartigsten Angriffe zu überleben, setzt sich auf seine Spur. Doch darauf hat der unsichtbare Mörder nur gewartet ...

Kay Hooper – Hochspannung vom Feinsten

Die Autorin

Kay Hooper lebt in North Carolina. Sie ist die preisgekrönte Autorin zahlloser Bestseller, ihre Bücher wurden weltweit über sechs Millionen Mal verkauft. Das erfolgreiche und etwas andere Profiler-Team um Noah Bishop taucht gleich in mehreren verschiedenen Thrillerserien Kay Hoopers auf.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel Blood Ties bei Bantam Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.
Copyright der Originalausgabe © 2010 by Kay Hooper
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by
Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Published by arrangement with Bantam Books,
an imprint of The Random House Publishing Group, a division of Random House, Inc.
Übersetzung: Susanne Aeckerle
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Covergestaltung: *zeichenpool, München
Titelmotiv: www.shutterstock.com (© charles taylor; © Moldec; © pashabo)
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN: 978-3-86365-749-9

Prolog

Vor sechs Monaten
Oktober

Hör zu.

»Nein.«

Hör zu.

»Ich will nichts hören.« Starrköpfig hielt sie den Blick auf ihre bloßen Füße gerichtet. Die Zehennägel waren pink lackiert. Hier allerdings nicht. Hier waren sie grau, so wie alles andere auch.

Bis auf das Blut. Das Blut war immer rot.

Das hatte sie vergessen.

Du musst uns zuhören.

»Nein, muss ich nicht. Nicht mehr.«

Wir können dir helfen.

»Niemand kann mir helfen. Nicht bei dem, was ihr von mir verlangt. Das ist unmöglich.« Aus dem Augenwinkel sah sie das Blut in ihre Richtung sickern und wich dem Rinnsal unwillkürlich aus. Dann noch weiter. »Ich kann jetzt nicht mehr zurück. Ich kann nie wieder zurück.«

Doch, das kannst du. Du musst.

»Ich hatte meinen Frieden gefunden. Warum habt ihr mich nicht dort gelassen?« Sie spürte etwas Festes, Hartes in ihrem Rücken und drückte sich dagegen, den Blick noch immer auf ihre Zehen gerichtet, auf das Blut, das langsam immer näher kam.

Weil es nicht vorbei ist.

»Es ist schon lange vorbei.«

Nicht für dich. Nicht für sie.

Heute
8. April
Tennessee

Obwohl die Muskeln in seinen Beinen brannten, lief Case Edgerton, voll auf seine Atmung konzentriert, den schmalen Pfad entlang.

Die letzte Meile war immer die härteste, vor allem bei seinem wöchentlichen Geländelauf. Auf der Bahn oder im nahe gelegenen Park war es einfacher. So wie hier, auf unebenem und unübersichtlichem Terrain zu trainieren, erforderte echte Konzentration.

Deshalb gefiel es ihm so.

Er sprang über einen morschen Baumstamm und musste sich gleich danach unter einem tief hängenden Ast wegducken. Anschließend ging es nur noch abwärts, was nicht so einfach war, wie es klang, da der Pfad sich in halsbrecherischen Serpentinaugen über diese letzte Meile hinabschlängelte. Gutes Training für das bevorstehende Rennen. Er wollte es unbedingt gewinnen, wie schon so viele im Laufe seines Abschlussjahres.

Und dann gab es da Kayla Vassey, die ein Faible für Läufer hatte, sehr flexibel war und ihn gerne belohnen würde. Vielleicht den ganzen Sommer lang. Hinterher würde sie sich nicht an ihn klammern. Sie würde viel zu sehr damit beschäftigt sein, die Läufer des nächsten Jahres zu taxieren, um für mehr als ein Abschiedswinken Zeit zu finden, wenn er im Herbst aufs College ging.

Unverbindlicher Sex. Genau wie er es mochte.

Beinahe wäre Case über eine vom Frühlingsregen frei gespülte Wurzel gestolpert und fluchte über seine Unachtsamkeit.

Konzentrier dich, du Idiot. Willst du das Rennen verlieren?

Das wollte er wirklich nicht.

Seine Beine brannten inzwischen wie Feuer, und seine Lunge fühlte sich an, als läge sie offen, doch er schonte sich nicht, legte sogar etwas an Tempo zu, als er um die letzte tückische Haarnadelkurve bog.

Wieder stolperte er, und diesmal ging er zu Boden.

Er versuchte über die Schulter abzurollen, um möglichst wenig abzubekommen, doch die Strecke war so uneben, dass er stattdessen mit einem Stöhnen auf den harten Boden krachte. Ihm blieb die Luft weg, und ein stechender Schmerz ließ ihn befürchten, er hätte sich etwas verstaucht oder gerissen.

Eine Weile hielt er sich vorsichtig und keuchend die Schulter, bevor er in der Lage war, sich aufzusetzen. Und erst da sah er, was ihn zu Fall gebracht hatte.

Ein Arm.

Ungläubig starrte er auf die Hand, die einem Mann zu gehören schien: eine

überraschend saubere und intakte Hand, deren lange Finger ganz entspannt wirkten. Sein Blick wanderte einen gleichfalls unversehrten Unterarm hinauf und dann ...

Und dann begann Case Edgerton zu kreischen wie ein kleines Mädchen.

»Sie sehen ja selbst, wieso ich Sie angefordert habe.« Sheriff Desmond Duncan klang nervös. »Wir befinden uns hier zwar am Rande von Serenade, doch es fällt noch in meinen Zuständigkeitsbereich. Und ich schäme mich nicht, zuzugeben, dass das Sherifffdepartment von Pageant County noch nie mit so etwas zu tun hatte.« Er machte eine Pause, dann bekräftigte er: »Niemals.«

»Das überrascht mich nicht«, erwiderte sie etwas geistesabwesend.

Ausbildung und Erfahrung rieten Des Duncan, den Mund zu halten, damit sie sich auf den Tatort konzentrieren konnte, aber seine Neugier war stärker. Da er noch nie mit dem FBI zu tun gehabt hatte, wusste er nicht, was auf ihn zukommen würde, und wäre möglicherweise über jede Art von Agent überrascht gewesen. Über diese Frau war er es auf jeden Fall.

Erstens war sie zum Niederknien schön, hatte den Körper eines Pin-up-Girls und die Augen eines exotischen Engels. Und zweitens besaß sie die strahlendsten blauen Augen, die er je gesehen hatte. Trotzdem wirkte sie erstaunlich gelassen und war sich der Wirkung nicht bewusst, die sie auf jeden Mann in ihrer Umgebung hatte. Sie trug ausgebleichene Jeans, einen weiten Pullover und praktische, abgetragene Stiefel. Das lange schwarze Haar war im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden. Kein Make-up, soweit er erkennen konnte.

Bis auf ein Schlammbad hatte sie anscheinend alles unternommen, um ihr gutes Aussehen zu verschleiern, trotzdem musste Des sich bemühen, ein Stottern zu unterdrücken, wenn er mit ihr sprach. Er konnte sich nicht mal erinnern, ob sie ihm ihre Dienstmarke gezeigt hatte.

Dabei war er an die sechzig, Himmel noch mal.

Aus Angst, die falsche Frage zu stellen oder eine Frage falsch zu formulieren, sagte er zögernd: »Ich bin froh darüber, das hier in erfahrenere Hände zu legen, glauben Sie mir. Zuerst habe ich natürlich das State Bureau of Investigation angerufen, aber ... Tja, nachdem die sich meine Geschichte angehört hatten, rieten sie mir, Ihr Büro anzurufen. Explizit Ihres, nicht einfach das FBI. Ehrlich gesagt, ich war etwas überrascht, dass sie meinten, ich solle Ihre Leute anrufen. Doch es klang wie eine gute Idee, also hab ich's getan. Hatte nicht erwartet, dass gleich so viele Bundesagenten kommen würden, und ganz bestimmt nicht so schnell. Ist nicht ganz fünf Stunden her, dass ich um Unterstützung gebeten habe.«

»Wir waren in der Gegend«, erwiderte sie. »Ziemlich nahe. Gleich hinter den Bergen, in North Carolina.«

»Ein anderer Fall?«

»Ein noch nicht abgeschlossener. Läuft uns aber nicht davon. Daher passte es gut, uns den hier anzusehen.«

Duncan nickte, obwohl sie ihn nicht ansah. Sie kniete ein Stück von der Leiche entfernt

– oder dem, was von ihr übrig war –, den Blick unverwandt darauf gerichtet.

Er überlegte, was sie da wohl sah. Denn es hieß, die Agenten der Special Crimes Unit des FBI sähen einiges mehr als die meisten Polizisten, auch wenn sich das Was und Wie schwer in Worte fassen ließ.

Was Duncan sah, war eindeutig genug, wenn auch unglaublich grotesk, sodass er sich zwingen musste, wieder hinzusehen. Die Leiche lag neben dem öffentlichen Wander- und Crosslaufpfad, den die Leichtathletikmannschaft der Highschool und ein paar waghalsigere unter den Bürgern der Stadt benutzten. Eine verteufelt schwierige Strecke, wenn man schnell ging, von rennen ganz zu schweigen, was sie zu einem hervorragenden Übungsgelände machte, vorausgesetzt, man wusste, was man tat. Und zu einem möglicherweise tödlichen, wenn man das nicht wusste.

Das ganze Jahr über kam es hier zu zahlreichen Verstauchungen, Zerrungen und Knochenbrüchen, vor allem nach Regengüssen. Duncan brauchte allerdings kein Gerichtsmediziner oder Arzt zu sein, um zu erkennen, dass das hier nicht von einem Sturz beim Gehen oder Laufen verursacht worden war. Keinesfalls.

Das dichte Unterholz in diesem Teil des Waldes hatte es dem Mörder leicht gemacht, den größten Teil der Leiche zu verbergen. Mühsam hatten Duncans Deputys Stunden zuvor Büsche und Ranken entfernen müssen, um die Überreste freizulegen.

Das Gute daran war, dass es sich hier offensichtlich um einen Abladeplatz und nicht um den Tatort des Mordes handelte. Duncan mochte zwar nicht viel Erfahrung im Umgang mit grausigen Morden haben, doch ihm war ziemlich klar, dass die FBI-Agenten wenig begeistert gewesen wären, wenn man ihre Beweise angerührt hätte.

Beweise. Er fragte sich, ob es überhaupt nennenswerte Spuren gab. Seine eigenen Leute hatten kaum etwas gefunden. Fingerabdrücke wurden zwar schon durch das Identifizierungsprogramm geschickt, und falls sich auf diese Weise kein Name herausfinden ließ, wäre der nächste Schritt, wie Duncan annahm, ein Gebissabdruck.

Denn viel mehr gab es nicht, womit man den armen Kerl hätte identifizieren können.

Der linke Arm lag über den Weg gestreckt und war seltsam unversehrt, hatte nicht mal einen Kratzer. Insofern seltsam, als vom Ellbogen aufwärts die Verletzungen ... extrem waren. Gewebe und Muskeln waren fast vollständig von den Knochen gelöst, nur hie und da hingen noch blutige Sehnenfetzen daran. Die meisten, wenn nicht alle inneren Organe waren verschwunden, die Augen ebenfalls, und die Kopfhaut war vom Schädel abgerissen worden.

Abgerissen. Himmel, wie war das möglich? Wie konnte so etwas passieren?

»Schon eine Idee, wie das passiert sein könnte?«, fragte Duncan.

»Keine vernünftige jedenfalls«, erwiderte sie sachlich.

»Also bin ich nicht der Einzige, der an Unmögliches denkt, an Albtraumhaftes?« Er hörte die Erleichterung in seiner Stimme.

Sie wandte den Kopf und sah ihn an, stemmte sich hoch und trat von der Leiche weg. »Wir haben schon vor Langem gelernt, Worte wie unmöglich nicht leichtfertig zu verwenden.«

»Und Albtraum?«

»Auch das. ›Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio ...‹« Special Agent Miranda Bishop zuckte die Schultern. »Die SCU wurde gegründet, um sich mit diesem Mehr zu befassen. Wir haben schon eine Menge davon gesehen.«

»Das ist mir zu Ohren gekommen, Agent Bishop.«

Sie lächelte, und er spürte erneut eine vollkommen unprofessionelle und zutiefst männliche Reaktion auf wahrhaft atemberaubende Schönheit.

»Miranda, bitte. Um Missverständnisse zu vermeiden.«

»Ach? Wie das?«

»Weil«, ließ sich eine neue Stimme vernehmen, »Sie uns immer wieder mal von Bishop reden hören werden, womit wir jedoch Noah Bishop meinen, den Chef der Special Crimes Unit.«

»Meinen Ehemann«, erläuterte Miranda Bishop. »Alle nennen ihn Bishop. Daher nennen Sie mich bitte Miranda.« Sie wartete sein Nicken ab und richtete den Blick ihrer strahlend blauen Augen auf den anderen Agenten. »Irgendwas, Quentin?«

»Nichts Auffälliges.« Special Agent Quentin Hayes schüttelte den Kopf und zupfte stirnrunzelnd einen kleinen Zweig aus seinem etwas struppigen blonden Haar. »Allerdings habe ich selten ein Gebiet mit so dichtem Unterholz durchsucht, also könnte mir durchaus etwas entgangen sein.«

»Unser zuständiger Gerichtsmediziner«, warf Duncan ein, »hatte es bisher nur mit Unfalltoten zu tun, aber er sagte, er sei überzeugt, dass der Mann nicht hier vor Ort ermordet wurde.«

Miranda Bishop nickte. »Ihr Gerichtsmediziner hat recht. Wenn das Opfer hier ermordet worden wäre, müsste der Untergrund mit Blut getränkt sein. Dieser Mann war vor vierundzwanzig Stunden höchstwahrscheinlich noch am Leben und wurde irgendwann in den frühen Morgenstunden hier abgeladen.«

Duncan fragte nicht, wie sie zu diesem Schluss gekommen war; sein Gerichtsmediziner hatte das Gleiche geschätzt.

»Keine Anzeichen eines Kampfes«, fügte Quentin hinzu. »Und falls das Opfer nicht unter Betäubungsmitteln stand, bewusstlos oder tot war, gehe ich davon aus, dass es sich gewehrt hätte.«

Duncan verzog das Gesicht. »Allerdings hoffe ich, dass er bereits tot war, als ihm ... das ... angetan wurde.«

»Das hoffen wir auch«, versicherte ihm Quentin. »Wenn wir wenigstens wüssten, wer das Opfer war, hätten wir einen Ansatzpunkt. Irgendwas zu den Fingerabdrücken, die Ihre Leute abgenommen haben?«

»Vor einer Stunde habe ich mich zuletzt erkundigt, da gab es noch nichts. Ich gehe zum Jeep und frage noch mal nach. Wie schon gesagt, der Handyempfang ist hier oben miserabel, und unsere tragbaren Funkgeräte sind ähnlich nutzlos. Unsere Polizeifahrzeuge haben spezielle Verstärkerantennen, um überhaupt ein Signal zu bekommen, und sogar das funktioniert oft nur unregelmäßig.«

»Danke, Sheriff.« Quentin sah dem älteren Mann nach, der vorsichtig den steilen Pfad zur Straße und zu den Autos hinunterging. Dann wandte er sich mit erhobenen Brauen Miranda zu.

»Ich weiß nicht«, sagte sie.

Quentin senkte die Stimme, obwohl die nächsten Deputys – Duncans Chief Deputy Neil Scanlon und seine Partnerin Nadine Twain – einige Meter weit entfernt über eine Landkarte gebeugt standen. »Die Vorgehensweise ist ähnlich. Unmenschlich brutale Folter.«

Sie schob die Hände in die Vordertaschen ihrer Jeans und runzelte die Stirn. »Schon, doch das hier ... übertrifft alles, was wir bisher gesehen haben.«

»Zumindest bei diesem Mörder«, murmelte Quentin.

Miranda nickte. »Vielleicht handelt es sich nur um eine Eskalation, um das übliche Er-wird-von-Mal-zu-Mal-Schlimmer, nur ... bei dem hier kann ich den Grund nicht erkennen. Ob der Mann schon von Anfang an tot war, ist noch zweifelhaft, jedenfalls war er es garantiert längst, bevor sein Mörder mit ihm fertig war, und das war bei keinem der Opfer der Fall, die wir mit dieser Sache in Zusammenhang sehen. Wenn es um Folter ging, warum dann weitermachen, nachdem das Opfer tot ist?«

»Weil es ihm Spaß machte?«

»Himmel, ich hoffe nicht.«

»Geht mir genauso. Bin ich der Einzige, der bei diesem Mord ein verdammt schlechtes Gefühl hat?«

»Ich wünschte, es wäre so. Doch ich glaube, uns alle überkam hier und an den anderen Abladeplätzen ein Gefühl von etwas Unnatürlichem. Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, was der Mörder benutzt hat, um die Leiche buchstäblich bis auf die Knochen freizulegen.«

Quentin blickte auf die Überreste. »An den Knochen konnte ich keine Spuren von Werkzeugen entdecken. Oder von Klauen oder Zähnen. Du?«

»Nein. Auch keine sichtbaren Anzeichen dafür, dass Chemikalien benutzt wurden, doch das wird uns erst die Forensik genau sagen können.«

»Wir schicken die Leiche – oder was davon übrig ist – zum bundesstaatlichen Gerichtsmediziner?«

»Ja. Duncan hat dem bereits zugestimmt. Er war sehr ehrlich, was den Technologiestandard hier in der Gegend betrifft.«

»Darüber, dass es hier keinerlei Technologie gibt? Wir waren ja schon an einigen entlegenen Orten, doch das hier würde ich geradezu weltabgeschieden nennen. Wie viele Einwohner mag Serenade haben? Ein paar Hundert, wenn es hoch kommt?«

»Fast dreitausend, wenn du alle mitzählst, die zwar jenseits der Stadtgrenze wohnen, Serenade aber trotzdem als Postanschrift verwenden.« Sie bemerkte, wie Quentin die Brauen hochzog, und fügte hinzu: »Hab ich auf dem Herflug überprüft.«

»Aha. Und ist dir auch aufgefallen, dass das einzige Motel der Stadt aussieht, als würde Norman Bates am Empfang sitzen?«

»Ist es. Allerdings kam es mir eher wie ein nichtssagendes Kleinstadtmotel vor.«
Miranda zuckte mit den Schultern. »Und wir wissen beide, dass es darauf womöglich nicht ankommt. Falls dieses Opfer ins Muster passt, spielt der Fundort nur eine unwesentliche Rolle in dem Puzzle. Was zur Folge hätte, dass wir uns hier nicht lange aufhalten werden.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

Sie sah ihn an, und ihre Augenbrauen wanderten nach oben.

»Nur so ein Gefühl«, erklärte er. »Wir sind hier nur etwa dreißig Meilen von der Lodge entfernt, Luftlinie, und dort sind über längere Zeit ziemlich unnatürliche Dinge geschehen.«

»Das hast du ja zusammen mit Diana erledigt«, bemerkte Miranda.¹

»Na ja, sagen wir mal, wir – sie hauptsächlich – haben einen Teil davon erledigt. Den schlimmsten Teil, hoffentlich. Das heißt aber nicht, dass wir alles geschafft haben.«

»Das war vor einem Jahr«, erinnerte sie ihn.

»Stimmt, auf den Monat genau. Teufel, beinahe auf den Tag. Was ich reichlich beunruhigend finde.«

Miranda Bishop hatte nicht die Angewohnheit, eine Ahnung oder ein ungutes Gefühl von jemandem in ihrer Umgebung außer Acht zu lassen, vor allem, wenn es sich um ein Mitglied ihres Teams handelte. »Okay. Aber bisher deutet nichts auf die Lodge hin. Keine Verbindung zu dem Ort oder jemandem von dort, nichts, was uns aufgefallen wäre.«

»Ich weiß. Mir wäre lieber, ich könnte behaupten, dass mich das beruhigt, tut es aber nicht.«

»Willst du zur Lodge fahren und dich dort umsehen?«

»Wenn einer fährt, sollte es jemand mit einem frischen Blick und ohne Vorbelastung sein«, antwortete Quentin so prompt, dass ihr klar wurde, diese Frage hatte ihn schon eine Weile beschäftigt. »Und am besten ein Medium, in Anbetracht des Alters und ... der Natur dieses Ortes.«

»Du weißt genau, dass uns nur zwei zur Verfügung stehen. Diana sollte nicht fahren, wegen der Vorbelastung, und Hollis würde ich lieber hier in der Nähe behalten.«

Quentin sah sie fragend an. »Warum?«

Mirandas Stirnrunzeln war zurückgekehrt, doch diesmal ging ihr Blick in die Ferne oder ins Leere. Erst nach einer Weile antwortete sie: »Weil ihre Fähigkeiten ... sich weiterentwickeln. Weil jeder Fall neue Fähigkeiten hervorzubringen scheint und die Stärke der bereits vorhandenen steigert. Und das schneller, als das bei paragnostischen Fähigkeiten bisher bekannt war. Was beispiellos ist.«

»Während der letzten Monate war sie einer Reihe ungewöhnlich intensiver Erlebnisse ausgesetzt«, meinte Quentin nachdenklich. »Eigentlich von Anfang an. Verdammt, der Auslöser, der sie aktiv werden ließ, war außergewöhnlicher und heftiger als alles, wovon ich je gehört habe.«

»Ja, sie ist eindeutig eine Überlebende«, erwiderte Miranda.²

»Aber?«

»Von einem Aber weiß ich nichts. Außer, dass das menschliche Gehirn wahrscheinlich mehr verkräften kann als die menschliche Psyche.«

Quentin ließ sich das durch den Kopf gehen. »Du glaubst, sie kommt mit all dem nicht ganz so leicht zurecht, wie es den Anschein hat. Auf gefühlsmäßiger Ebene.«

»Genau das meine ich. Daher möchte ich sie im Moment lieber in der Nähe haben. Bisher hat sich jeder dieser Abladeplätze als genau das erwiesen, ohne Anzeichen dafür, dass der Mörder noch in der Gegend ist. Jedes Mal haben wir Beweisstücke eingesammelt, ein paar Fragen gestellt, sind einigen Spuren nachgegangen, die sich als Sackgassen erwiesen, und sind dann weitergezogen.«

»Also ... weniger Intensität, die in Hollis etwas Neues auslösen konnte?«

»So lautet die Theorie«, bestätigte Miranda. »Das lässt sich aber nicht unbegrenzt fortsetzen, aus offensichtlichen Gründen, und wir wissen beide, dass sich jede Situation in Sekundenschnelle verändern kann. Was im Laufe unserer Ermittlungen normalerweise auch geschieht. Doch abgesehen von der Möglichkeit, ihr Urlaub zu verordnen, was ihr bestimmt nicht passen würde und eher schaden könnte, ist es im Augenblick die beste Lösung, die uns einfiel.«

»Dir und Bishop?«

Miranda nickte. »Dadurch wird unser Problem nicht beseitigt – wenn wir davon ausgehen, dass Hollis' rasante paragnostische Entwicklung das Problem ist und nicht ihre eigene natürliche Entwicklung –, aber wir hoffen, dass es ihr wenigstens etwas Luft verschafft, um damit klarzukommen, wie sehr sich ihr Leben verändert hat. Dass es ihr mehr Zeit gibt, sich an das zu gewöhnen, was mit ihr passiert, ihr ermöglicht, an ihren ermittlungstechnischen wie paragnostischen Fertigkeiten zu arbeiten. Ihr eben einfach Zeit gibt, sich in ihrem Leben zurechtzufinden, ohne das Gefühl, eine Zielscheibe auf der Stirn zu tragen.«

»Wie es während der komplizierten Ermittlung in Sachen Samuel und seiner Kirche der Fall war.«

»Genau.«

»Okay.« Plötzlich und offensichtlich beunruhigt, blickte Quentin sich um. »Tolle Theorie, und ich hoffe, sie funktioniert. Um ihret- und unseretwillen. Doch mich beschleicht das Gefühl, diese seltsame und bisher ereignislose Ermittlung entwickelt anders. Sie wird noch ziemlich heftig werden. Denn sollten sie nicht inzwischen zurück sein?«

»Niemand hat uns gesagt, dass es hier Bären gibt«, flüsterte Special Agent Hollis Templeton leicht genervt.

Special Investigator Diana Brisco hielt den Blick auf ein ziemlich großes Exemplar von Schwarzbär gerichtet, der knappe zwanzig Meter von ihnen entfernt im Unterholz nach Futter suchte, und flüsterte zurück: »Jetzt ist ihre Jahreszeit, glaube ich. Frühling. Sie kommen aus dem Winterschlaf und beginnen mit der Futtersuche.«

»Wie reizend.«

»Normalerweise laufen sie vor Menschen davon.«

»Glaubst du das oder weißt du es?«

»Ich habe letztes Jahr sehr viel gelesen. Nachholbedarf. Ich erinnere mich, auch gelesen zu haben, dass sie auf Bäume klettern können und es bei einem Angriff keinen Sinn hat, sich tot zu stellen, wie das bei Grizzlys funktioniert.«

»Wenn mich ein Grizzly angreifen würde, müsste ich mich nicht mal tot stellen. Verdammt, und wenn dieser Bär hier angreift, auch nicht.« Hollis unterdrückte ein Stöhnen. »Also, was machen wir? Abwarten?«

»Könnte eine Weile dauern. Sieht so aus, als hätte er was zum Fressen gefunden.« Hollis verfolgte die Bewegungen des Bären, kniff die Augen zusammen, um besser durch das dichte Gebüsch sehen zu können, und flüsterte: »Mist.«

Diana hatte es auch gesehen. Genau wie Hollis, hielt sie die Waffe im Anschlag, und obwohl sich ihre Erfahrung mit der Glock nur auf Schulung und Übungsschießen beschränkte, stellte sie mit leiser Überraschung fest, wie gut die Waffe ihr in der Hand lag. Zumindest war sie ihr vertraut. »Ich schlage vor, wir zielen beide auf den Baum da zu seiner Linken. Das sollte ihn zum Weglaufen bewegen ...«

»Besser wär's. Denn ich möchte ungern einen Bären erschießen, Diana.«

»Ich auch nicht. Fällt dir was Gescheiteres ein?«

»Nein. Verdammt.« Hollis hob ihre Waffe und zielte sorgfältig durch das Gewirr sprießender Blätter, die ihre einzige Deckung bildeten. »Auf drei. Eins ... zwei ... drei.«

Die beiden Schüsse erfolgten gleichzeitig, knallten hart und laut in der relativen Stille des Waldes, schlugen mit einem dumpfen Geräusch im Baum neben dem Bären ein und ließen Rindensplitter davonstieben.

Der Bär hatte entweder schon Erfahrung mit Waffen gemacht oder war vorsichtig genug, kein Risiko einzugehen. Zum Glück rannte er von ihnen weg und trampelte mit schwergewichtiger Anmut den Hang hinunter.

Die beiden Frauen richteten sich langsam auf, die Waffen noch im Anschlag, und lauschten angespannt, bis sie den durchs Unterholz pflügenden Bären nicht mehr sehen und hören konnten.

Beruhigt schob Diana die Waffe zurück ins Halfter an ihrer Hüfte. Da sie nicht mehr flüstern mussten, witzelte sie in normaler Lautstärke: »Das erste Mal, dass ich meine Waffe in einem Einsatzgebiet abfeuern muss, und dann wegen eines verdammten Bären. Quentin wird mich endlos damit aufziehen.«

»Kann schon sein.« Hollis steckte ebenfalls die Waffe weg. »Glaubst du, sie haben die Schüsse gehört? Oder die Echos?« Davon hatte es einige gegeben.

»In dieser Gegend? Keine Ahnung, noch dazu, wo unsere Suchmannschaften in unterschiedliche Richtung gegangen sind. Doch auch wenn es uns meilenweit vorkommt, können wir nicht mehr als ein paar Hundert Meter vom Ausgangspunkt entfernt sein. Wahrscheinlich sind die anderen inzwischen schon zurück.«

Obwohl sie es zuvor schon vergeblich versucht hatte, überprüfte Hollis erneut, ob ihr Handy Empfang hatte. Nichts. Sie seufzte und steckte das Handy in die Hülle, die sie an der anderen Gürtelseite trug. »Tja, da wir nicht feststellen können, ob die anderen die

Schüsse gehört haben, wird eine von uns zurückgehen müssen.«

»Während die andere hierbleibt und dafür sorgt, dass der Bär nicht wiederkommt und ... Beweise vernichtet?«

»Das wäre die den Umständen nach korrekte Vorgehensweise.«

»Na toll.«

Hollis merkte, dass sie beide keinen Schritt auf das zu gemacht hatten, was der Bär ihrer Ansicht nach entdeckt hatte. Sie besann sich darauf, dass sie die erfahrenere Agentin war als Diana, und daher de facto die leitende Ermittlerin. Vorsichtig ging sie um das schützende Gebüsch herum und auf die ein paar Meter entfernte Stelle zu.

Diana begleitete sie schweigend, beide auf der Hut, die Hand an der Waffe, bis sie ein Gestrüpp brauner Ranken beiseitezerrten mussten, um ihren Verdacht bestätigt zu sehen.

Der Bär hatte menschliche Überreste gefunden.

Die Frauen wichen zurück und sahen sich an. Hollis fragte sich, ob ihr Gesicht auch so bleich war wie Dianas, hielt es jedoch für äußerst wahrscheinlich. Egal, wie oft sie sich schon menschliche Überreste nach einem gewaltsamen Tod hatte ansehen müssen, es wurde nicht leichter.

Ist wahrscheinlich auch gut so.

Sie wusste nicht, was schlimmer war – frische Überreste zu finden oder solche, die schon lange genug den Unbilden der Witterung ausgesetzt waren und wie diese hier etliche Stadien der Verwesung durchlaufen hatten.

Bei dem Gestank drehte sich ihr der Magen um.

»Da hattest du ja das richtige Gespür«, meinte Diana. »Den Weg zu verlassen und diese Richtung einzuschlagen. Bis hierher. Denn sonst ...«

»... kann ich mir nicht vorstellen, dass jemand über die Leiche gestolpert wäre«, vervollständigte Hollis den Satz. »Weißt du, was das für Ranken sind?«

»Kudzu. Beginnt schon weiter unten am Hügel. Das Zeug überwuchert und erstickt alles, was ihm im Weg ist.«

Hollis nickte. »Trocknet im Winter aus, kommt dann aber im Frühling und Sommer umso stärker wieder. Die Ranken können im Jahr bis zu zwanzig Meter wachsen.« Sie schwieg und zwang sich, auf das hinunterzublicken, was von der anscheinend weiblichen Leiche übrig war. »Das hätte sie vor jedem verborgen, außer vor Raubtieren und kleineren Nagern.«

»Was die Frage aufwirft: Liegt sie zufällig hier oder gibt es einen Grund dafür?«

»Wohl wahr. Wenn sie zufällig hier gelandet ist, wird uns das nicht viel sagen. Aber wenn sie absichtlich hierhergebracht wurde ...«

»Dann hätte man diese Leiche, um Gegensatz zu der auf dem viel besuchten Wanderweg, eigentlich nicht finden sollen.«

»Darauf würde ich tippen. Ob derselbe Mörder dafür verantwortlich ist, steht allerdings auf einem anderen Blatt.«

Diana zog die Brauen hoch. »Ich weiß, dass ich als Ermittlerin noch ein Grünschnabel bin, aber wäre die Annahme, dass zur gleichen Zeit zwei Mörder in so einer entlegenen

Gegend agieren, nicht ein bisschen weit hergeholt?«

»Ziemlich weit hergeholt. Doch zusätzlich dazu, dass wir nicht wissen, ob die beiden Opfer von derselben Person umgebracht wurden, wissen wir nicht mal, ob dieses hier überhaupt ermordet wurde. In so einer Gegend sind natürliche Todesfälle häufig.«

»Schon. Aber du glaubst nicht, dass hier irgendwas natürlich war.« Das war keine Frage.

Hollis zuckte mit den Schultern. »Solches Glück haben wir meistens nicht. Also gehen wir bis zum Beweis des Gegenteils von Mord aus.«

»Kapiert.«

Mit leicht gerunzelter Stirn blickte Hollis sich um und überlegte laut: »Der Mörder, dem wir seit über zwei Monaten auf der Spur sind, verteilt seine Leichen über den ganzen Südosten, daher können wir nicht genau feststellen, wo sein Standort ist. Vielleicht hier ganz in der Nähe, vielleicht auch nicht. Dem Profil nach hat er möglicherweise keine feste Basis und ist ständig unterwegs.«

»Was uns herzlich wenig Material liefert, mit dem wir arbeiten können.«

»Und das ist noch freundlich ausgedrückt. Doch wenn es sich bei diesen beiden Leichen um seine Opfer handelt, wirft das ein neues Problem auf. Bis jetzt waren seine Abladeplätze über Hunderte von Meilen verstreut – nicht Metern. Und wir haben zum ersten Mal zwei Opfer gefunden, die innerhalb einer Woche ermordet wurden, wie ich annehme. Der Mann auf dem Wanderweg erst vor Kurzem, und die Frau ein paar Tage, vielleicht eine Woche zuvor.«

Diana atmete rasch ein – durch den Mund – und langsam wieder aus. »Ich glaube dir aufs Wort, vor allem, da ich das Handbuch für Tatortermittler noch nicht mal halb durch habe.« Sie war eines der neuesten Teammitglieder der scu, hatte erst vor knapp einem Jahr bei ihnen angefangen. »Und wie schon gesagt, das war eine super Ahnung, die dich hierhergeführt hat. Nur war es gar keine Ahnung, nicht wahr?«

»Nein.«

»Du hast sie gesehen?«

»Ganz flüchtig.« Hollis runzelte erneut die Stirn. »Allerdings war es seltsam. Meistens bleiben sie lange genug, um eine Unterhaltung anzufangen. Sie hat sich mir nur kurz gezeigt, und das auch nur von Weitem.«

»Aber sie hat uns hierhergeführt. Ihr wurde wahrscheinlich klar, dass ihre Leiche sonst nie gefunden würde.«

Hollis sah Diana an. »Du hast nichts gesehen? Niemanden?«

»Nein. Meist sehe ich sie nicht einfach so, hier auf unserer Seite, zumindest nicht ohne die Mithilfe eines Gewitters oder einer anderen äußeren Energiequelle. Normalerweise ist es für mich eine Sache des Willens, weißt du. Ich muss mich stark konzentrieren, mich fast in Trance versetzen. Oder es geschieht im Schlaf.«

Inzwischen war ihr das mehr zuwider als in den vergangenen Jahren, in denen sie sich ihrer paragnostischen Streifzüge nicht bewusst gewesen war. Das hatte an den vielen Medikamenten gelegen, die ihr von ihrem Vater und diversen Ärzten verabreicht worden

waren, um ihre »Krankheit« in den Griff zu bekommen. Weder Elliot Brisco, noch einer dieser Ärzte hatte auch nur einen Augenblick lang in Betracht gezogen, dass sie in Wirklichkeit nicht krank war, sondern nur eine ... Gabe besaß. Auch Diana war es nicht in den Sinn gekommen. Sie war vollkommen davon überzeugt gewesen, entweder psychisch labil oder im schlimmsten Fall verrückt zu sein.

Bis sie Quentin Hayes begegnete und sowohl von ihm als auch von den Mitarbeitern der SCU geschult und rückhaltlos ernst genommen wurde.

Zum ersten Mal in ihrem Leben kam sie sich nicht wie ein Monster vor.

»Diana?«

Mit einem Ruck kehrte sie in die Gegenwart zurück und murmelte: »Ich kann es nicht ausstehen, wenn es im Schlaf passiert. Ist ziemlich beunruhigend.«

»Kann ich mir vorstellen. Sogar sehr gut.«

»Ja, du hast mir nach unserem kleinen Experiment eigentlich nie so richtig verraten, was du von diesem Besuch in der grauen Zeit hieltest.« Das war die Bezeichnung, die Diana für einen Ort oder Zeitraum benutzte, der eine Art Schwebezustand zwischen der Welt der Geister und der Welt der Lebenden zu sein schien.

»Das war äußerst gruselig. Ich beneide dich nicht um die Fähigkeit, dorthin zu gelangen.« Obwohl selbst ein Medium, war Hollis dieser graue, leblose Zustand vollkommen fremd, was wiederum Bishops Ansicht bestätigte, dass jeder Paragnost einzigartig war.

»Mit Bishop oder Miranda hast du auch nicht darüber gesprochen, oder?«

Auf Hollis' Gesicht erschien ein schiefes Lächeln. »Ich muss keine telepathischen Fähigkeiten besitzen, um zu wissen, dass die beiden sich meiner wegen ... Gedanken machen. Sieht so aus, als wäre ich eine Art Freak, was Paragnosten betrifft, und sie fragen sich wohl, was im Laufe der Zeit mit mir geschieht. Keiner von beiden hat das je direkt gesagt, doch ich nehme an, die letzten Tests haben gezeigt, dass die Menge an elektrischer Aktivität in meinem Gehirn auch für einen Paragnosten äußerst groß ist. Ob sich das als gut oder schlecht erweist, muss sich erst noch zeigen.«

»Ich wünschte, du hättest mir das gesagt, bevor ich dich in die graue Zeit mitnahm.«

»Fang jetzt bloß nicht auch noch an, dir Sorgen zu machen. Mir geht es gut. Ich ... lote nur meine Fähigkeiten aus. Lieber wüsste ich im Voraus, was ich tun kann, ehe eine weitere tödliche Situation entsteht, ganz ohne Vorwarnung, und sich noch eine Tür zu meiner paragnostischen Welt öffnet. Das wäre dann weniger beunruhigend.«

»Wenn du meinst.« Diana wirkte nicht sonderlich überzeugt, doch ein weiterer Blick auf die Überreste lenkte sie ab. »Werfen wir eine Münze, um zu entscheiden, wer hier bei ihr bleibt?«

»Nicht nötig, ich bleibe. Möglicherweise stattet sie mir noch einen Besuch ab, wenn ich alleine bin. Außerdem scheinst du ein wesentlich besseres Orientierungsvermögen zu haben, also wirst du dich weniger leicht verlaufen. Obendrein ist ja Quentin hier. Ihr beide habt eine ganz enge Verbindung, und normalerweise kannst du seine Nähe spüren, stimmt's?«

Dianas Miene wurde etwas verschlossener, doch sie erwiderte bereitwillig: »Normalerweise. Übrigens bin ich mir ziemlich sicher, dass er entweder die Schüsse gehört oder etwas empfangen hat, denn ich glaube, er ist hierher unterwegs.«

»Na, dann geh ihm doch entgegen. Je kürzer ich hier auf einen Geist oder einen Bären warten muss, desto besser.«

»Verstanden.« Schon im Gehen, fügte Diana hinzu: »Rühr dich nicht vom Fleck. Ich bin so schnell wie möglich mit den anderen zurück.«

»Ich geh hier nicht weg.« Hollis wandte sich wieder den Überresten einer Frau zu, die viel zu jung gestorben war, falls es tatsächlich ihr Geist gewesen war, den sie gesehen hatte.

Allzu viel war von dem Körper nicht mehr übrig. Hollis kannte sich gut genug aus, um zu wissen, dass sowohl Maden als auch kleine Aasfresser den Großteil der Weichteile vertilgt hatten. Etwas Haut war noch da, und eine lange blonde Strähne, die an einem kleinen Stück Kopfhaut auf der Schädeldecke klebte.

Sie hatte sehr schöne Zähne, gerade und strahlend weiß.

Muss beim Kieferorthopäden ein Vermögen gekostet haben.

Vorsichtig kniete Hollis sich hin und redete sich ein, der Geruch sei gar nicht so penetrant, während sie konzentriert nach Beweisen suchte, nach Hinweisen darauf, wie die Frau gestorben war, und den Tatort begutachtete, wie man es ihr beigebracht hatte.

Der erste Fund überraschte sie, da sie ihn einerseits bisher übersehen hatte und es ihr andererseits unerwartet nachlässig vorkam, dass der Mörder ihn zurückgelassen hatte: Eine Plastikschnur, mit der die zarten Handgelenke auf dem Rücken des Opfers gefesselt waren. Die Art von Schnur, die Polizisten in letzter Zeit öfter bei Massenverhaftungen benutzten, oder wenn ihnen die Metallhandschellen ausgegangen waren.

Möglicherweise handelte es sich aber auch um Plastik- oder Kabelbinder, wie man sie häufig in den Verpackungen von Mülltüten findet und auch in den Garten- und Handwerksabteilungen jedes Heimwerkermarktes.

Hollis schob diese Gedanken weg und widmete sich wieder der Untersuchung der Überreste. Der Bär, stellte sie fest, hatte mit den Pfoten daran ... herumgeschubst, daher war es schwierig, die Position auszumachen, in der das Opfer hier abgelegt worden war. Im Moment lag die Frau mehr oder weniger mit dem Gesicht nach oben, Unterarme, Handgelenke und Hände hinter dem Rücken, die Beine verdreht, an den Oberschenkeln gespreizt, aber an Knöcheln und Füßen wieder zusammengeführt.

Keine Spur eines weiteren Kabelbinders, doch Hollis fragte sich, ob die Knöchel nicht genauso gefesselt gewesen waren wie die Handgelenke. Wahrscheinlich schon.

Wie ihr plötzlich auffiel, fehlte auch jegliches Anzeichen von Kleidung. Der Gedanke an eine junge Frau, eventuell schon tot oder noch am Leben, in Qualen und Todesangst, hier in einer Wildnis voller Dreck und Ranken, gefesselt und nackt, schnürte ihr die Kehle zu. So ungeheuer ausgeliefert, so völlig allein.

In Hollis stiegen Erinnerungen auf, die sie nur allzu gern vergessen hätte.

»Hey.«

Vor Schreck blieb ihr fast das Herz stehen. Sie blickte auf. »Wo zum Teufel kommst du denn her?«, fuhr sie ihn an und stellte zu ihrem Ärger fest, dass ihre Stimme krächzte.

[1](#) Vgl. Kay Hooper: Kalte Angst

[2](#) Vgl. Kay Hooper: Die Augen des Bösen